

GIANRICO CAROFIGLIO

Reise in die Nacht

## *Buch*

»Guido, ich möchte, dass wir uns scheiden lassen.« Mit diesem Satz, eines Morgens von seiner Frau Sara ausgesprochen, beginnen sich alle Sicherheiten in Guido Guerrieris Leben in Luft aufzulösen. Er leidet unter Panikattacken, plötzlichen Weinkrämpfen und Schlaflosigkeit. Während der durchwachten Nächte quälen ihn seine Gedanken. Gedanken über sein Leben mit Sara, seine Kindheit, die Frustrationen seines Anwaltsberufs. Auch sein Arbeitsalltag kommt ihm in letzter Zeit immer sinnloser vor. Doch dann geschieht ein Aufsehen erregender Mordfall. Ein neun-jähriger Junge wird tot auf dem Grund eines Brunnens aufgefunden. Die Polizei findet keine Spuren von Gewaltanwendung, dennoch wird sehr schnell ein Schuldiger gefunden: Abdou Thiam, ein Immigrant aus dem Senegal, der am Strand von Monopoli gefälschte Markenlederwaren verkauft, soll den Jungen getötet haben. Dabei gibt es keinerlei Beweise, nur mehr oder weniger fadenscheinige Indizien. Abdou bestreitet alle Vorwürfe und beteuert seine Unschuld, wird aber verhaftet und kurzerhand des Mordes angeklagt. Nur einer ist bereit, Abdou Thiam Gehör zu schenken: Avvocato Guido Guerrieri. Er übernimmt die Verteidigung des jungen Mannes, mit dem er sich auf seltsame Weise verbunden fühlt. Es beginnt ein zäher Kampf gegen rassistische Vorurteile, einen trägen, schlecht arbeitenden Polizeiparagrafen, eine voreingenommene Justiz und eine erdrückende Last von Anklagepunkten ...

## *Autor*

Bari, die Hauptstadt Apuliens, ist mit seinen engen Gassen, vornehmen Bürgerhäusern und seinem Mittelmeerhafen immer einer der Protagonisten in Gianrico Carofiglios Romanen. Der andere ist sein Held Avvocato Guido Guerrieri, der mit seiner Verletzlichkeit, seiner menschlichen Integrität und seinem Humor Italiens Leserherzen im Sturm eroberte. Mit »Reise in die Nacht« hat der preisgekrönte Autor die üblichen Grenzen des Genres »Gerichtskrimi« weit überschritten – und nicht nur das Publikum, sondern auch die Literaturkritik von seinem Rang als herausragendem Schriftstellertalent überzeugt.

Gianrico Carofiglio, geboren 1961 in Bari, arbeitete lange Jahre als Anti-Mafia-Staatsanwalt in seiner Heimatstadt. Seit 2007 berät er die italienische Regierung für den Bereich organisierte Kriminalität. Der zweite Guido-Guerrieri-Roman, »In freiem Fall«, erschien im Februar 2007 als gebundene Ausgabe im Goldmann Verlag, der dritte Teil der Serie ist bei Goldmann in Vorbereitung.

Gianrico Carofiglio

---

Reise  
in die Nacht

Roman

Aus dem Italienischen  
von Claudia Schmitt

**GOLDMANN**

Die italienische Originalausgabe erschien 2002  
unter dem Titel »Testimone inconsapevole«  
bei Sellerio editore Palermo.



**Mix**  
Produktgruppe aus vorbildlich  
bewirtschafteten Wäldern und  
anderen kontrollierten Herkünften  
Zert.-Nr. SGS-COC-1940  
www.fsc.org  
© 1996 Forest Stewardship Council

Verlagsgruppe Random House FSC-DEU-0100  
Das FSC-zertifizierte Papier *München Super* für Taschenbücher  
aus dem Goldmann Verlag liefert Mochenwangen Papier.

6. Auflage

Taschenbuchausgabe April 2007

Copyright © der Originalausgabe 2002 by Gianrico Carofiglio

Copyright © der deutschsprachigen Ausgabe 2006

by Wilhelm Goldmann Verlag, München,  
in der Verlagsgruppe Random House GmbH

Umschlaggestaltung: Design Team München

Umschlagfoto: mauritius images

AM · Herstellung: Str.

Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pöbneck

Printed in Germany

ISBN: 978-3-442-46429-6

[www.goldmann-verlag.de](http://www.goldmann-verlag.de)

Was für die Raupe das Ende ist,  
nennt die Welt Schmetterling.

LAO-TSE



# Erster Teil





Ich erinnere mich noch sehr gut an den Tag, oder besser den Nachmittag, bevor alles begann.

Ich war seit einer Viertelstunde in meiner Anwaltskanzlei und hatte nicht die geringste Lust zu arbeiten. Die elektronische Post und die Briefe waren durchgesehen, ein paar lose herumliegende Blätter aufgeräumt, zwei nutzlose Telefonate geführt. Kurz, ich hatte alle Vorwände erschöpft und mir deshalb eine Zigarette angezündet.

Jetzt genießt du erst mal in Ruhe deine Zigarette, dann fängst du an, dachte ich.

Bis die Zigarette zu Ende geraucht war, würde mir schon was Neues einfallen. Vielleicht würde ich noch mal aus dem Haus gehen, um das Buch abzuholen, das ich vor Wochen bei der Feltrinelli-Buchhandlung bestellt und beinahe vergessen hatte.

Während ich noch rauchte, klingelte das Telefon. Es war die interne Leitung, sprich, meine Sekretärin aus dem Vorzimmer.

Da war ein Herr, er war ohne Termin gekommen, es ging um etwas Dringendes.

Die meisten kommen ohne Termin. Zum Strafverteidiger geht man nur, wenn man ernste und dringende Probleme hat. Oder zu haben glaubt, was auf dasselbe hinausläuft.

In meiner Kanzlei funktioniert es jedenfalls so: Meine Sekretärin ruft mich in Gegenwart des Herrn oder der Dame an, die das dringende Problem haben. Wenn ich beschäftigt bin – bei-

spielsweise mit einem anderen Klienten – lasse ich warten, bis ich fertig bin.

Wenn ich nicht beschäftigt bin, wie an diesem Nachmittag, lasse ich trotzdem warten.

In dieser Kanzlei wird gearbeitet, dass das klar ist. Ich empfangen Sie überhaupt nur deshalb, weil es um etwas Dringendes geht.

Ich bat Maria Teresa dem Herrn zu sagen, dass ich ihn in zehn Minuten empfangen würde, aber nur wenig Zeit hätte, da ich danach zu einer wichtigen Besprechung müsse.

Anwälte haben häufig wichtige Besprechungen – denken die Leute.

Zehn Minuten später kam der Mann herein. Er hatte lange, schwarze Haare, einen langen, schwarzen Bart und weit aufgerissene Augen. Er setzte sich, legte die Unterarme auf meinen Schreibtisch und beugte sich zu mir vor.

Ich machte mich schon darauf gefasst, gleich etwas zu hören wie: »Ich habe gerade meine Frau und ihre Mutter umgebracht. Sie liegen unten im Kofferraum meines Wagens. Ein Glück, dass es ein Kombi ist. Was *machen wir jetzt, Avvocato?*«

Aber es kam anders. Der Mann hatte einen Camper, in dem er Würstchen und Hamburger briet. Die Inspektoren vom Gesundheitsamt hatten diesen Wagen beschlagnahmt, weil die hygienischen Zustände darin ungefähr denen der Abwasserkanäle von Benares entsprachen.

Nun wollte der Bärtige seinen Camper wiederhaben. Er wisse, dass ich ein guter Anwalt sei, das habe ihm ein Freund gesagt, der auch mein Klient war. Mit einem widerlichen, komplizenhaften Grinsen nannte er den Namen eines Drogendealers, für den ich vor Gericht eine schändlich niedrige Strafe ausgehandelt hatte.

Der Vorschuss, den ich daraufhin von ihm verlangte, war horrend, doch er zog seelenruhig ein Bündel zusammengerollter Banknoten aus der Hosentasche, alles Fünfziger und Hunderter.

Bitte ohne Majonäseflecken, dachte ich resigniert.

Er zählte mit Daumen und Zeigefinger die verlangte Summe ab und legte mir das Beschlagnahmeprotokoll und die restlichen Papiere auf den Tisch. Die Quittung können Sie sich sparen, Avvocato, was soll ich damit? Wieder das verschwörerische Grinsen. Klar doch, wir Steuerhinterzieher halten zusammen.

Vor Jahren hatte mir meine Arbeit einmal ziemlich gut gefallen. Jetzt verursachte sie mir nur noch einen latenten Brechreiz. Wenn ich mit Typen wie diesem Würstchenverkäufer zu tun hatte, verstärkte sich der Brechreiz.

Ich überlegte mir, dass ich es eigentlich verdient hätte, seine Würstchen zu Abend zu essen und danach mit Blaulicht ins Krankenhaus eingeliefert zu werden. Dort würde dann schon Doktor Carrassi auf mich warten.

Doktor Carrassi war Oberarzt der Notaufnahme und hatte unlängst eine Einundzwanzigjährige an Blinddarmentzündung sterben lassen, weil er auf Regelbeschwerden getippt hatte.

Sein Anwalt – ich – hatte auf Freispruch plädiert und diesen auch erwirkt, ohne dass der gute Mann auch nur einen Arbeitstag oder eine Lira Lohn verlor. Es war nicht schwierig gewesen. Der Staatsanwalt war ein Idiot und der als Nebenkläger auftretende Anwalt ein hoffnungsloser Analphabet.

Als Carrassi freigesprochen wurde, umarmte er mich. Er hatte Mundgeruch, schwitzte vor Aufregung und war überzeugt, dass ihm Gerechtigkeit widerfahren sei.

Beim Verlassen des Gerichtssaals vermied ich es, den Eltern der jungen Frau in die Augen zu sehen.

Der Bärtige ging, und ich setzte – meinen Brechreiz unterdrückend – die Beschwerde gegen die Beschlagnahme seines mobilen Gourmettempels auf.

Dann fuhr ich nach Hause.

Freitagabends gingen wir für gewöhnlich erst ins Kino und danach zum Abendessen, immer mit derselben Clique.

Ich beteiligte mich nie an der Auswahl des Films und des Res-

taurants. Ich tat, was Sara und die andern beschlossen und ließ den Abend in einer Art Dämmerzustand über mich ergehen, in der Hoffnung, dass er nicht allzu lange dauern würde. Nur wenn es zur Abwechslung mal einen Film gab, der mir wirklich gefiel, taute ich ein wenig auf, aber das war immer seltener der Fall.

Als ich an diesem Freitagabend nach Hause kam, war Sara bereits ausgehbereit. Ich wollte kurz duschen und mich umziehen, dazu brauchte ich mindestens eine Viertelstunde, sagte ich ihr.

Ach so, sie ging heute mit ihren Freunden aus. Was das für Freunde wären? Die vom Fotokurs. Das hätte sie mir auch früher sagen können, dann hätte ich mich darauf eingestellt. Sie habe es mir schon gestern gesagt, aber wenn ich ihr nicht zuhörte, könne sie nichts dafür. Okay, kein Grund, sich aufzuregen, mir würde schon noch etwas einfallen, was ich tun könnte, falls es dazu jetzt nicht schon zu spät war. Nein, ich wolle ihr kein schlechtes Gewissen machen, ich wolle nur das sagen, was ich gesagt hatte, sonst nichts. Okay, wir ließen das besser, diese Diskussion führe doch zu nichts.

Sie ging aus, und ich blieb zu Hause. Zuerst dachte ich daran, die üblichen Freitagsfreunde anzurufen und mit ihnen auszugehen. Doch dann kam es mir plötzlich extrem schwierig vor, ihnen zu erklären, warum Sara heute nicht mitkam und was sie stattdessen machte; vermutlich würden sie das befremdlich finden. Ich beschloss, von dieser Aktion abzusehen.

Als Alternative versuchte ich, eine Freundin zu erreichen, mit der ich mich in dieser Zeit bisweilen (heimlich) traf, aber sie flüsterte ins Handy, dass sie gerade mit ihrem Freund zusammen sei. Was hatte ich an einem Freitagabend auch anderes erwartet? Ich kam mir irgendwie überflüssig vor; das Beste war, ich würde mir eine Videocassette ausleihen – irgendeinen guten Krimi –, eine tiefgefrorene Pizza in den Ofen schieben und dazu ein großes, kaltes Bier trinken. Irgendwie würde ich diesen Freitagabend schon rumbringen.

Ich entschied mich für den Film *Black Rain*, obwohl ich ihn schon zweimal gesehen hatte. Ich schaute ihn mir ein drittes Mal

an und fand ihn immer noch gut. Nebenher aß ich die Pizza und trank das Bier. Danach trank ich noch einen Whisky und rauchte mehrere Zigaretten. Beim anschließenden Herumschalten mit der Fernbedienung stellte ich fest, dass die Lokalsender neuerdings wieder Hardcorepornos zeigten. Daraus schloss ich, dass es nach ein Uhr war, und so ging ich ins Bett.

Ich weiß nicht, wann ich einschlief, und ich weiß auch nicht, wann Sara zurückkam, weil ich sie gar nicht hörte.

Als ich am nächsten Morgen erwachte, war sie bereits aufgestanden. Ich ging mit verschlafenen Gesicht in die Küche und sie schenkte mir wortlos eine Tasse Kaffee ein, keinen Espresso, sondern Filterkaffee. Wir mochten beide Filterkaffee mit viel Wasser nach amerikanischer Art.

Ich nippte zweimal daran und wollte sie gerade fragen, wann sie letzte Nacht heimgekommen sei, als sie mir mitteilte, dass sie sich scheiden lassen wollte.

»Guido, ich möchte, dass wir uns scheiden lassen«, sagte sie. Einfach so.

Nach vielen Sekunden dröhnenden Schweigens fühlte ich mich zur banalsten aller Fragen genötigt.

Warum?

Sie erklärte mir, warum. Sie war ganz ruhig und ungerührt. Vielleicht dachte ich, sie hätte nicht gemerkt, wie mein Leben in den letzten, sagen wir mal, zwei Jahren ausgesehen hatte, was ich so trieb. Aber sie hatte es gemerkt, und es hatte ihr überhaupt nicht gefallen. Was sie dabei am meisten demütigte, war gar nicht meine *Untreue* – dieses Wort spie sie mir förmlich ins Gesicht –, sondern der Umstand, dass ich sie für dumm verkaufte und damit wirklich respektlos behandelte. Sie wisse nicht, ob ich immer schon so gewesen oder es erst geworden sei; sie wisse auch nicht, welche der beiden Möglichkeiten ihr lieber wäre, vielleicht sei es ihr auch egal.

Jedenfalls sei ich ein absolut mittelmäßiger Mann geworden oder immer schon gewesen. Und sie habe keine Lust mit einem mittelmäßigen Mann zusammenzuleben. Nicht mehr.

Als echt mittelmäßigem Mann fiel mir nichts Besseres ein, als sie zu fragen, ob sie einen anderen hätte. Sie antwortete mit einem schlichten Nein und fügte hinzu, dass mich das ab sofort auch gar nichts mehr angehe.

Richtig.

Unser Gespräch dauerte nicht mehr lang, und zehn Tage später war ich bereits ausgezogen.

Nachdem ich – ganz zivil – zu Hause rausgeflogen war, änderte sich mein Leben. Leider nicht zum Besseren, aber das sollte ich erst später merken.

In den ersten Monaten empfand ich noch Erleichterung und fast so etwas wie Dankbarkeit Sara gegenüber. Für den Mut, den sie aufgebracht und der mir immer gefehlt hatte.

Im Grunde hatte sie für mich die Kastanien aus dem Feuer geholt, wie es so schön heißt.

Wie oft hatte ich mir gesagt, dass es so nicht weitergehen konnte, dass ich etwas unternehmen musste – die Initiative ergreifen, eine Lösung suchen, reinen Tisch machen. Irgendetwas.

Da ich jedoch ein Feigling war, unternahm ich nichts, bis auf den einen oder anderen Seitensprung, wenn sich die Gelegenheit bot.

Wenn ich darüber nachdachte, taten mir die Dinge, die sie mir an diesem Morgen gesagt hatte, schon weh. Mittelmäßig hatte sie mich genannt, und als einen Schuft hingestellt, und ich hatte alles widerspruchslos eingesteckt.

In den ersten Tagen nach jenem verhängnisvollen Samstag, nein, eigentlich erst, als ich schon in meiner neuen Wohnung war, brütete ich darüber, was ich ihr hätte antworten können, um wenigstens einen Hauch von Würde zu bewahren.

Sätze wie »Ich will meine Verantwortung ja nicht abstreiten, aber bedenke bitte, dass nie einer allein schuld an allem ist« und ähnliche, kamen mir in den Sinn.

Aber Gott sei Dank geschah das, wie gesagt, erst ein paar Tage später. An besagtem Samstagmorgen blieb ich stumm und vermied dadurch, mich auch noch lächerlich zu machen.

Irgendwann gab ich auch das Brüten auf. Was blieb, war hie und da noch ein Stich ins Herz, wenn ich mir überlegte, wo Sara in diesem Moment sein mochte, was sie wohl tat und vor allem mit *wem* sie es tat.

Ich war sehr geschickt darin, diese Stiche zu ignorieren und rasch wieder zum Verschwinden zu bringen, ich drängte sie einfach dorthin zurück, woher sie kamen, oder an noch tiefere und verborgenere Orte.

Einige Monate lang führte ich das ausschweifende Leben eines frisch gebackenen Singles – das, was man gemeinhin ein Leben in Saus und Braus nennt.

Ich traf mich mit ausgefallenen Leuten, ging auf langweilige Partys, trank zu viel, rauchte zu viel, et cetera.

Ich ging jeden Abend aus. Die Vorstellung, allein zu Hause zu bleiben, war mir unerträglich.

Natürlich hatte ich auch ein paar Affären.

Aber ich erinnere mich nicht an ein einziges Gespräch mit einem dieser Mädchen.

Und irgendwann, mittendrin, fand dann noch die Verhandlung zur einvernehmlichen Scheidung statt. Alles ging problemlos über die Bühne. Sara blieb in der Wohnung, sie gehörte ihr. Ich benahm mich so anständig wie möglich, indem ich freiwillig auf Möbel, Haushaltsgeräte und überhaupt alles bis auf meine Bücher verzichtete, und nicht einmal die nahm ich alle mit.

Wir trafen uns im Vorzimmer des Scheidungsrichters. Es war das erste Mal seit unserer Trennung. Sara hatte sich die Haare schneiden lassen, war leicht gebräunt, und ich überlegte, wo und in wessen Gesellschaft sie wohl zu dieser Bräune gekommen war.

Keine angenehme Überlegung.

Bevor ich etwas sagen konnte, kam sie auf mich zu und hauchte mir einen Kuss auf die Wange, eine Geste, die mir mehr



als alles andere das Gefühl von Unwiderruflichkeit gab. Mit knapp achtunddreißig Jahren entdeckte ich zum ersten Mal, dass die Dinge tatsächlich ein Ende haben.

Der Vorsitzende unternahm einen Versöhnungsversuch, wie es das Gesetz vorschreibt. Wir verhielten uns höflich und zivilisiert. Sie war die Einzige, die sprach, und das wenig. Wir hätten es so entschieden, sagte sie. Dieser Schritt sei wohlüberlegt und werde in gegenseitigem Einvernehmen unternommen.

Ich blieb stumm, nickte nur und fühlte mich wie der Nebendarsteller in einem Film. Da es keine Probleme mit Kindern, Geld oder Wohnung gab, war alles rasch geklärt.

Draußen, vor der Tür des Richters, gab sie mir noch mal einen Kuss, diesmal in die Nähe des Mundwinkels, und sagte: »Ciao.«

»Ciao«, sagte ich, aber sie hatte sich bereits umgedreht und ging weg.

»Ciao«, sagte ich noch einmal ins Nichts hinein, nachdem ich eine Weile an der Wand gelehnt und eine Zigarette geraucht hatte.

Als ich merkte, dass die Angestellten mich im Vorbeigehen komisch ansahen, ging auch ich.

Draußen war Frühling.

Der Frühling wurde rasch zum Sommer, aber die Tage waren alle gleich.

Auch die Nächte waren alle gleich. Finster.

Bis zu einem Junimorgen.

Ich kam vom Gericht und fuhr gerade mit dem Lift zu meiner Kanzlei im achten Stockwerk hinauf, als mich aus heiterem Himmel Panik befiel.

Nach Verlassen des Fahrstuhls blieb ich längere Zeit auf dem Treppenabsatz stehen, kurzatmig, mit kaltem Schweiß bedeckt, den Blick auf einen Feuerlöscher geheftet. Und mit einer entsetzlichen Angst.

»Fühlen Sie sich wohl, Avvocato?« Die Stimme von Signor Strisciuglio, pensionierter Steuerbeamter und Bewohner der anderen Wohnung im achten Stock, klang ein wenig verwundert und zugleich ein wenig besorgt.

»Ja, danke. Ich bin bloß vollkommen durchgeknallt, aber das gibt sich wieder. Und wie geht es Ihnen?«

Stimmt nicht. Nur ein wenig schwindlig, sagte ich, aber jetzt sei wieder alles in Ordnung, danke und auf Wiedersehen.

Natürlich war überhaupt nichts in Ordnung, wie ich in den darauf folgenden Tagen und Monaten noch schmerzlich erfahren sollte.

Da ich mir den Vorfall im Lift nicht erklären konnte, verfolgte mich ab sofort der Gedanke, dergleichen könne sich wiederholen.

Von da an fuhr ich nicht mehr Lift. Eine dumme Entscheidung, die das Ganze nur noch verschlimmerte.

Statt mich zu erholen, begann ich nun zu fürchten, die Panik könne mich überall und zu jeder Zeit überfallen.

Und als ich mich lange genug mit diesem Gedanken gequält hatte, gelang es mir tatsächlich, einen neuen Anfall zu produzieren, diesmal mitten auf der Straße. Er war weniger heftig als der erste, aber seine Folgen waren noch viel verheerender.

Mindestens einen Monat lang lebte ich in der Angst vor einer neuen Panikattacke. Wenn ich heute daran zurückdenke, muss ich fast lachen. Ich lebte in der ständigen Angst, von Angst befallen zu werden.

Ich stellte mir vor, bei einem neuerlichen Anfall wahnsinnig zu werden, womöglich gar zu sterben. Im Wahn zu sterben.

Dies wiederum brachte mir zu meinem abergläubischen Entsetzen eine viele Jahre zurückliegende Episode in Erinnerung.

Ich studierte damals noch. Eines Tages bekam ich einen Brief, ein kariertes Blatt mit verschnörkelten, beinahe kindlichen Schriftzügen.

*Lieber Freund, lies diesen Brief, schreibe ihn danach zehnmal von Hand ab und schicke die Kopien an zehn Deiner Bekannten. Dies ist kein normaler Kettenbrief, sondern eine echte Glückskette: Wenn Du sie fortführst, werden Glück, Geld, Liebe, Zufriedenheit und Freude in Dein Leben einkehren, wenn Du sie jedoch unterbrichst, könnte Dir entsetzliches Unglück widerfahren. Eine junge, frisch verheiratete Frau, die sich seit zwei Jahren vergeblich ein Kind wünschte, schrieb den Brief ab und sandte ihn an zehn Bekannte. Drei Tage später erfuhr sie, dass sie schwanger war. Ein armer Postangestellter, der den Brief ebenfalls abschrieb und an zehn Bekannte und Verwandte verschickte, gewann eine Woche später eine große Summe Geldes im Lotto.*

*Ein Gymnasiallehrer dagegen lachte, als er diesen Brief bekam,*

*und zerriss ihn. Wenige Tage später hatte er einen Autounfall, brach sich das Bein und außerdem wurde ihm die Wohnung gekündigt.*

*Eine Hausfrau, die die Kette gar nicht unterbrechen wollte, verlor den Brief und konnte ihn deshalb nicht weitersenden. Kurz darauf erkrankte sie an Hirnhautentzündung, von der sie zwar genas, aber nicht ohne bleibende Schäden.*

*Ein Arzt zerriss den Brief, nachdem er ihn gelesen hatte, und rief mit verächtlicher Stimme aus, an diesen abergläubischen Quatsch dürfe man nicht glauben. In den darauf folgenden Monaten wurde ihm von der Klinik, an der er arbeitete, gekündigt, seine Frau verließ ihn, er erkrankte und starb schließlich in vollkommener geistiger Umnachtung.*

*Unterbrich die Kette nicht!*

Ich las den Brief meinen Freunden vor, die sich zuerst totlachten und mich dann fragten, was ich den nun vorhätte – den Brief zu zerreißen und in geistiger Umnachtung zu sterben oder mich hinzusetzen und ihn in Schönschrift zehnmal abzuschreiben? Letzteres hätten sie mir natürlich während der nächsten zehn Jahre regelmäßig, und vermutlich alles andere als höflich, unter die Nase gerieben.

Ich ärgerte mich und überlegte mir, dass sie wahrscheinlich nicht so aufgeklärt dahergeredet hätten, wenn sie den Brief bekommen hätten, aber laut sagte ich das nicht. Laut sagte ich, dass ich ihn natürlich zerreißen würde, worauf sie verlangten, dass ich es in ihrer Anwesenheit täte, denn sonst überlegte ich es mir womöglich noch mal anders und fertigte klammheimlich doch die zehn Abschriften an.

Kurz, ich war gezwungen, den Brief vor ihren Augen zu vernichten, und als ich damit fertig war, meinte einer von ihnen, ich solle mir keine Sorgen machen: Wenn es so weit wäre, würden sie sich darum kümmern, dass ich in einer netten Irrenanstalt unterkam.

Und nun, achtzehn Jahre später, war ich an einem Punkt an-

gelangt, an dem ich allen Ernstes befürchtete, die Prophezeiung könne in Erfüllung gehen.

Leider war die Angst vor einer neuen Panikattacke und vor dem Verrücktwerden nicht mein einziges Problem.

Ich begann auch noch an Schlaflosigkeit zu leiden. Nachts machte ich kaum ein Auge zu, meistens nickte ich erst in den frühen Morgenstunden ein.

Hin und wieder überkam mich der Schlaf zu normaleren Uhrzeiten, aber dann wachte ich grundsätzlich nach zwei Stunden wieder auf und hielt es im Bett nicht mehr aus. Wenn ich es trotzdem versuchte, quälten mich unerträgliche, tieftraurige Gedanken. Darüber, wie ich mein Leben verschwendet hatte, über meine Kindheit. Und über Sara.

Letzten Endes stand ich dann doch auf und lief ziellos durch die Wohnung. Ich rauchte, trank, sah fern und schaltete mein Handy ein – in der absurden Hoffnung auf einen nächtlichen Anruf.

Irgendwann begann ich zu fürchten, die Leute könnten mir etwas anmerken. Vor allem aber fürchtete ich, die Kontrolle zu verlieren. In dieser Verfassung brachte ich den ganzen Sommer zu.

Anfang August hatte ich niemanden gefunden – ehrlich gesagt, auch gar nicht gesucht – der mit mir verreist wäre, und alleine fortzufahren traute ich mich nicht. So trieb ich mich wie ein Vagabund in der Gegend herum, ließ mich bald von einem, bald von einem anderen Freund in ein Ferienhaus oder einen Trullo einladen, ans Meer oder aufs Land. Viele Sympathien dürfte ich mir dabei nicht erworben haben.

Die Leute fragten mich, ob ich schlecht drauf sei, und ich sagte, ja, ein bisschen; länger dauerten diese Gespräche für gewöhnlich nicht. Nach ein paar Tagen hatte ich meist das Gefühl, dass es an der Zeit war, die Koffer wieder zu packen und mich nach einem anderen Zufluchtsort umzuschauen, bestrebt, meine Rückkehr in die Stadt so lange wie möglich hinauszuzögern.

Im September beschloss ich, zu meinem Hausarzt zu gehen,

der auch ein Freund war. Mein Zustand hatte sich keinen Deut gebessert, und ich hielt es ohne Schlaf einfach nicht mehr aus. Ich wollte, dass er mir ein Schlafmittel verschrieb.

Er untersuchte mich, hörte sich die Schilderung meiner Symptome an, maß meinen Blutdruck, leuchtete mir mit einem Lämpchen in die Augen, ließ mich ein paar ziemlich idiotische Gleichgewichtsübungen machen und meinte zum Schluss, es sei vielleicht besser, ich wandte mich an einen Spezialisten.

»Was soll das heißen? Was für einen Spezialisten meinst du?«

»Na ja, einen Facharzt für diese Art von Problemen.«

»Was für Probleme? Verschreib mir ein Schlafmittel, und damit hat sich die Sache.«

»Guido, ganz so einfach ist das nicht. Du wirkst sehr angespannt. Mir gefällt nicht, wie du um dich blickst. Mir gefällt nicht, wie du dich bewegst, mir gefällt nicht, wie du atmest. Ich muss es dir sagen: Mit dir stimmt etwas nicht. Du musst dich von einem Spezialisten untersuchen lassen.«

»Du meinst, ich soll zu einem...« Mein Mund war wie ausgetrocknet. Wirre Gedanken schossen mir durch den Kopf: Vielleicht meinte er, ich solle zu einem Internisten. Oder einem Homöopathen. Oder einem Masseur. Oder einem Ayurveda-Therapeuten.

Na gut, wenn ich unbedingt zu einem Internisten, Masseur, Ayurveda-Therapeuten oder Homöopathen soll, dann geh ich eben, scheiß drauf. Ich wehre mich nicht gegen eine Behandlung.

Oder glaubst du etwa, ich habe Angst, weil... EIN PSYCHIATER? Hast du Psychiater gesagt?

Tränen stiegen mir in die Augen. Ich war verrückt geworden, jetzt bescheinigte es mir auch mein Arzt. Die Prophezeiung war in Erfüllung gegangen.

Ich sagte, einverstanden, aber für den Moment solle er mir erst einmal ein Schlafmittel verschreiben, dann wolle ich weitersehen. Doch, wirklich, ich hätte nicht die geringste Absicht, das Problem zu unterschätzen, tchüss dann, nein, vorerst brauche